№ 51 Neue Gartenlaube. 1899

Beilage zum „Danziger Courier“.

Nur ein Traum.

Von L. Jean Christ.

(Schluß.) [12]

Ja, auch Du schwebtest in meiner Einbildung und wenn Du dann zu mir kamst, aus Deinem Himmel, wie ich wähnte, da konnte ich Deine Stimme nicht ertragen; aber so oft ich mir auch vornahm, Dir alles zu offenbaren, wie wir's seit Jahren gewohnt, immer scheuchte ein Etwas mein Vertrauen zurück, und dieses Zurückdrängen wieder verdüsterte meine Sinne. — So reiste ich ab und es blieb unausgesprochen.

Robert, ich liebe sie! Kannst Du Dir denken, daß ich schon beim ersten Blick empfand: Diese greift in Dein Leben! Sage nicht, daß dies unnatürlich sei, denn es ist wirklich! Du weißt, wie ich in das Haus kam zu unsern Bekannten. Schon im Vorsaal hörte ich ihr herrliches Spiel, ich hätte länger gelauscht, denn die Liebe drang durch das Ohr in mein Herz. Doch der Diener kam, mich einzuführen — so konnte nur ein edles Weib spielen. Und dann, mein Blick suchte in dem Raum nach ihr, nur nach ihr! Auch sie war aufgestanden, aber blieb am Flügel stehen; das gedämpfte Licht des Wintertages ließ nur eben die feinen Umrisse ihrer zarten Gestalt erkennen. Der schöne Mädchenkopf aber, mit dem einfach gescheitelten blonden Haar, das hinten in einem vollen Knoten aufgesteckt, stand in voller Beleuchtung. — Da hob sie ihr Auge — ein Auge, Robert, darin ich nur einmal geblickt, um mich zu verlieren. Was lag nicht alles darin, Stolz, Würde, und doch auch eine Demut zum Entzücken; denn es konnte ihr so wenig wie mir entgangen sein, daß man sie übersehen wollte. Diese Stunde hat über mein Leben entschieden. Ich konnte der Familie nicht näher treten, und mein Vater ehrte meine Gründe, wenn er auch weit entfernt ist, die Wahrheit zu ahnen, daß eine echte Liebe dagegen stand.

Und wie sie errötete, als man mir die Antwort auf meine Bitte, mich ihr vorzustellen, schuldig blieb — ich hatte Mühe, meine Haltung zu bewahren und fürchtete, sie würde nicht wiederkommen.

Aber sie kam; längst war ich andern Tags zur Stelle, als sie um die Ecke bog, nachdenklich wie mir schien, aber noch unendlich rührender als gestern. Ich blieb in der Straße, bis sie nach einer Stunde wieder heraustrat, den Damm überschritt — doch das weißt Du nun ja selbst — wie Du ihr begegnet, es sah aus, als ob Ihr Euch seit lange kanntet und mir war, wie wenn Du mir diese Seele gestohlen.



Konrad Heinrich Gustav Studt, Kultusminister.

Verzeih, Robert, ich hätte aufrichtig gegen Dich sein müssen. Daß ich es nicht war, bestrafte mich selber, neun Monate meines Lebens habe ich so verloren.

Und wie Du von ihr sprichst, und doch liebst Du sie nur als die Schwester Deiner Manon, ich aber, meine Seele lebt nur in ihr und Deine Worte setzten sie in Flammen. So hab ich sie mir vorgestellt, im Wachen und im Träumen, heller wie der Sonnenstrahl, aber darum auch nur in der Sonne lebend. Das Jahr mit seinen Schmerzen habe ihr die Flügel beschwert, ob sie ihr gleich gewachsen — nur Geduld. Licht und Wärme werden sie wieder beschwingen! Sie wird meinem Werben nicht widerstehen können, denn wann wäre wahre Liebe je unerreicht geblieben! —

Ich muß meine Ungeduld zügeln, nicht um ein Haarbreit rückt sie das Land meiner Sehnsucht näher, und um keine Minute kürzt der Pilot die Frist, bis sein Fahrzeug geht. — Ich möchte mit den Wolken ziehen und bin doch an die Erde gebunden, auf den Winden segeln und muß mich und mein Glück der trügerischen Woge anvertrauen! — Nur so lange, bis du ans Ziel mich getragen, bleibe mir treu, du schaukelnde Welle des Glücks! — rausche über mir hin, wenn mich mein Glaube betrog!“ —

Unterdessen war keinem eingefallen, Lillys Spiel zu unterbrechen oder nur zu denken, daß es ihr schaden könne. Als Manon gelesen, lauschte sie gleich dem Verlobten den wunderbaren Melodien, die den Tasten entquollen. Es war wie fernes Meeresrauschen, ernst und düster; dann ein Kampf mit den Elementen, als ob ein Schifflein gegen die Strömung steure. Scharfe Dissonanzen brachen durch, gleich dem Anprall eines Fahrzeuges an öden Felsenriffen und darnach ein Versinken in die Tiefe, was eine schrille Terz durch einige Takte fortklingend andeutete. Doch horch, ein weicher Mollakkord löste die Dissonanz, ein Gurgeln der Wellen, bis sich das Tongefüge klärte. Das war nun ein Gurgeln und Plätschern, wie wenn das Schifflein dem Hafen sich nähert, und drüben am Strand erwarten es die Lieben. Dann nur noch ein Hangen und Bangen, ob nicht nahe am Ziel ein Hemmnis die Fahrt verlängere. Doch nein, da ist sie schon sichtbar, die Heimat, Türme steigen auf, lauter Willkommgruß, der Hurraschrei, — man ist daheim!

Ein tiefer Atemzug kam aus Lillys Brust, Manon war an ihrer Seite.

„Was war das, Lilly?“

„Nur ein Traum!“ hauchte sie.

Die Schwestern hielten sich umschlungen.

— — — — — — — — — — — —

Spät am Abend, als Robert schon gegangen und Manon sich anschickte ihr Lager aufzusuchen — Male war gekommen um zu wachen — rief Lilly die Schwester zu sich heran. Die Verlobten waren übereingekommen, daß sie Pookers heut nicht Erwähnung thun wollten, es war schon soviel Erregung durch das Spiel gewesen, obgleich die Kranke, nachdem sie sich am Busen der Schwester ausgeweint hatte, versicherte: so wohl sei ihr lange nicht gewesen.

Manon neigte sich über die Kranke, damit sie sich nicht anzustrengen brauchte im sprechen.

„Etwas muß ich Dir doch noch sagen, Manon,“ flüsterte sie leise: „ich habe in der letzten Nacht von Mama geträumt, — sie war mit mir zufrieden.“

„Sind wir's nicht alle, meine Lilly?“ die Kranke lächelte: „Auch Papa nickte mir zu, wie er es zu thun pflegte, wenn ich ihm vorgespielt, — drum auch hat mir's heut so wohl gethan, als könnten sie's hören.“

Manon blickte wieder ernster darein, es war, als ob sie fiebere.

„Aber jetzt mußt Du zu schlafen suchen, meine Lilly, wenn Male in der Küche fertig ist, dann setzt sie sich zu Dir, ich durfte es ihr nicht abschlagen, der Guten, und sie wird müde genug sein.“

„Ja, dann rühr' ich mich auch nicht mehr, Manon, aber jetzt, — ich weiß, Du schläfst doch noch lange nicht, und ich wollte Dir gern noch sagen, daß ich ein Geheimnis vor Dir gehabt.“

„Ein Geheimnis? Du, Lilly! vor mir?“ sagte Manon.

„Das ist es doch wohl nicht,“ versetzte Lilly nachdenklich: „aber ich habe so viel darüber nachgedacht, — war das Unrecht?“

„Wenn ich nicht weiß, was es war, meine Lilly, wie soll ich da urteilen?“

„Du sollst es eben hören, Manon. Sei so gut und sieh mich nicht an dabei, — sieh lieber nach dem Bild der Mutter.“

Manon neigte sich wieder über die Schwester und drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirn.

„Ich höre, Lilly, wie sie Dich gehört haben würde,“ dann behielt sie das Pastellgemälde im Auge, das über Lillys Bett hing, — über dem ihren hatte sie das Bild des Vaters.

Es dauerte noch eine Weile, ehe Lilly sprach: „Gieb mir erst Deine Hand, — so, — ah, wie gut Du bist, Manon. Es war auch nicht Mangel an Vertrauen, daß ich jetzt erst zu Dir spreche, — ich hab' es ja selbst nicht gewußt.“

„Was hast Du nicht gewußt, Lilly?“ sagte die Schwester.

Es war nur ein Flüstern, das sich hören ließ: „daß es einen Mann geben kann, an den man immer denken muß.“

„Und wer ist der Mann?“ kam es eben so leise zurück.

„Du weißt, wo er mir begegnet ist, Roberts Freund; aber ich verschwieg, daß ich ihn noch öfter sah, verstohlen zwar, aber ich sah ihn doch. Und den Sommer lang hab' ich nur den einen Wunsch gehabt, ihm noch einmal zu begegnen, mir war, als müßte er kommen, und all' die letzten Wochen, wo ich nichts zu thun, hab' ich von ihm geträumt und an ihn gedacht, — ist das Sünde Manon?“

Manon war von ihrem Stuhl herabgeglitten auf die Knie, wie von einer Macht gezwungen; ihre Lippen ruhten auf Lillys Hand, die sie mit heißen Thränen benetzte.

„Weine nicht, Manon, es ist nicht traurig, ich habe Schönes in mir erlebt und bin sicher, er denkt auch meiner nur im Guten. Und besser hat es mich gemacht, denn ich war arg geworden , ich zürnte Gott, daß er die Eltern zu sich genommen und uns in Dürftigkeit versetzt; den Menschen aber, daß sie uns das fühlen ließen. Aber das war dann mit einemmal anders, ich weiß selbst nicht wie, es blieb kein Raum in mir zum Bösen mehr.“

„Zuerst merkte ich das an meiner Musik,“ fuhr sie nach einem tiefen Atemzug fort, „Sie wurde eine Sprache für alles, und alles war schön. Und das machte mir wieder die Menschen zu Freunden, auch die, die mir erst übel wollten und daran hab' ich erst recht den lieben Gott erkannt. — Aber nun sprich Du, Manon, ich versteh' nicht, wie Du weinen kannst, wenn ich Dir sage, wie glücklich ich bin! — Du glaubst doch nicht etwa, daß ich ihn noch herbeisehne, damit er um mich werbe, wie Robert um Dich! Nie, nie hab' ich das gedacht, ich liebte ihn nur, weil er ist, wie er ist und wie Robert ihn geschildert, edel und gut, weil ihm die Menschen gleich wert sind, ob reich oder arm!“

„Er liebt Dich, Lilly, hat Dich vom ersten Augenblick an geliebt und ist auf dem Wege nach Deutschland Deinetwegen,“ rief Manon aus

„Was sagst Du, — sag's noch einmal, Manon, — ich träume wohl wieder.“

Lilly hatte sich im Bett aufgerichtet und schaute mit großen Augen auf die Schwester. Die magern weißen Händchen wie zum Gebet gefaltet, zog jetzt über das blasse Gesichtchen ein rötlicher Schimmer und gab ihr den Ausdruck einer Verklärten. Dann lauschte sie still, an der Schwester Brust gelehnt, die Augen schließend, als ob sie alles, was das Ohr vernahm, nur innerlich erschauen dürfe.

Male trat ein. Manon hatte ihr das Geheimnis vertraut und die treue Seele ihrer Freude darüber dadurch Ausdruck gegeben, daß sie um so gründlicher in Küche und Vorsaal gewirtschaftet; nun konnte kommen, wer wollte, wie zu einem Festtag war alles bereitet.

Sie schaute verwundert, die Schwestern noch wach zu finden; als sie aber den Grund hörte, nickte sie nur beifällig: „Mit dem Guten soll man nicht warten von heute auf morgen.“

Nun war endlich alles geschlichtet. Das Abendgebet gesprochen, die Lampe gelöscht, das Nachtlicht brannte hinter einem Schirm. Lilly lag ruhig in den Kissen, Manon hatte sich halbentkleidet auf ihr Lager gestreckt und Male ruhte mit einer warmen Decke versehen in dem bequemen Lehnstuhl des seligen Geheimrats, um rasch bei der Hand zu sein, wenn die Kranke sich regte.

Aber diese rührt sich nicht, es schien, als ob selbst ihr Atem leichter geworden. Es war eine Totenstille, nur die Uhr tickte leise mit schwachem Pendelschlag und dann und wann warf der Nordost, der draußen um die Häuserecke fegte, ein Sandkorn an die Fenster, oder von der Rinne oben fiel ein loser Eiszapfen, der sich erst in der Nacht gebildet hatte, auf den Sims hernieder.

Male war eingeschlafen, man hörte es an den tiefen Atemzügen; nachdem sie oft nach der still Daliegenden geschaut, hatte sie von ihrer eignen Ermüdung auf die Kranke geschlossen und dem unwiderstehlichen Drang nachgegeben, die Augen ein wenig zu schließen und desto mehr Ohr zu sein. Nun aber blinzelte sie nicht mehr zu dem lieben „Kind“ hinüber, der Schlafgott hatte sich ihrer bemächtigt und die Arbeit- und Sorgenmüde in einem traumlosen Schlummer eingewiegt.

Dafür hielt Manon treue Wacht. Zu wiederholten Malen schon war sie aufgestanden, um zu hören, ob Lillys Atem auch nicht rascher gehe, nach der Aufregung, die sie ihr noch wider Willen verursacht; denn davor hatte ja der Arzt am meisten gewarnt. Aber nach all' dem, was die reine Seele der Jungfrau in die Brust der erfahrenen Schwester niedergelegt, — nach all' dem noch zu schweigen, wäre über ihre Kraft und ihren Willen gegangen. Und jetzt, wo sie im stillen Nachdenken mit sich zu Rate ging, sagte sie sich, daß sie das Rechte gethan.

Da lag sie, ein süßes Lächeln hatte sich in den friedlichen Zügen eingenistet, als ob die Seele in schönen Bildern schaffe und auch auf den halbgeöffneten Lippen, die ein regelmäßiges Atemholen bewegte, schien ein seliger Hauch zu schweben, voll von Leben und Glück.

Und doch, als Manon sich wieder zurückziehen wollte, kam ihr ein Zweifel, ob die zarten Augenlider nicht absichtlich geschlossen. Und wirklich, als sie sich tiefer herab beugte, da lagerte verräterisch eine Thräne im Winkel. Im Augenblick darauf schlossen sich auch zwei weiche Arme um ihren Nacken und zogen sie zu sich nieder.

„Manon, ich bin so glücklich! — so glücklich! Hab' Dank für Deine Liebe! Und nun geh' schlafen, damit wir die gute Male nicht wecken. Mir ist so leicht in allen Gliedern, als ob alle Schwere von mir genommen. — Glaube mir, morgen bin ich gesund!“

Auf den Zehen schlich Manon zurück, das Herz glaubt so gern, was es wünscht.

Als der Morgen graute, suchte eine kleine, fiebernde Hand die schwielige Rechte der treuen Dienerin, die sich auf Lillys Decke gelegt, damit sie jede Bewegung erwecken mußte, wenn es ihr wieder passieren sollte, einzuschlafen.

„Rücke mich höher, gute Male, ich kann nicht, — höher, — höher, — so, — nun ist es gut, — ah! schön!“

Manon sprang herzu. Male stand schon aufrecht da. Zitternd faßten sie beide das zarte Geschöpf, dem unter süßem Lächeln die Augen gebrochen. Noch ein tiefer Atemzug und der Traum war zu Ende. — — —

Schon zum zweitenmal warf der Winter seinen weißen Mantel über Lillys Grab und noch immer harrte Robert Luthard, daß Manon ihm das gegebene Wort einlösen werde.

Sie hatte sich in harte Arbeit gestürzt, den nagenden Schmerz zu betäuben, aber er war auch noch heut so scharf, wollte doch der Vorwurf nicht weichen, daß sie Lillys Kraft überschätzt und zu ihrem frühen Tode beigetragen habe. In ihrer Verzweiflung hatte es Male ja verraten, was sie selber davon

dachte, und was die selige Frau Rat immer gesagt:

„Gieb auf das Kind acht, Male, sie ist nicht so stark als die Manon."

Und die treue Magd hatte die teure Tote nicht lange überlebt, vor drei Wochen war auch sie für immer schlafen gegangen.

„Manon!" sagte eines Tages Robert zu ihr, als sie seinen Zukunftsplänen wieder nur ein stummes Kopfschütteln entgegengesetzt.

„Soll denn all mein Lieben und Werben auch nur ein Traum gewesen sein?"

„Bin ich nicht auch erwacht und fühle Schmerzen? — Laß mir die Tote, Robert, und bleibe mein Freund."

Es lag so eine rührende Bitte in Manons Antwort, und Robert fand wie immer auch diesmal keinen Widerspruch dafür.

Aber der andre, der mit ihm gekommen war, Pooker, nahm die Rede auf:

„Das Recht ist mein, so um die Tote zu trauern, und ich laß es mir nicht nehmen, von keinem, auch nicht von Dir, Manon! Wir gehören zusammen, Deine Schwester und ich, von Ewigkeit für einander bestimmt, wie zwei gleiche Hälften, davon sich die eine getrennt, um die andre in der Ewigkeit wieder zu erwarten. Mein Vater ruft mich heim und ich gehe, muß ich ihm doch so viel verweigern, darauf er Wünsche für die Zukunft gebaut hatte. Aber hier bleibt meine eigentliche Heimat und ich kehre wieder zurück, wenn ich drüben von allen Pflichten an Lebende frei geworden. — Hütet mir das Grab und den Platz in Euren Herzen, die Treue eines Bruders und einer Schwester, die ich noch im engen Bunde vereint sehen will, wenn ich scheide. — Wirst Du mir „nein" sagen können, Manon?"

Und Manon konnte es nicht. Der Tag von Pookers Abschied in die ferne Welt war der Tag ihrer Verbindung mit Robert; der Freund führte die Braut dem Freunde am Altar zu; dann fanden sie sich noch einmal am Grabe Lillys zusammen.

„Fahr' wohl, Lilly, fahr' wohl! Nur für diese Spanne Zeit getrennt von mir, Du ruhst und ich muß noch wandern, doch unsre Liebe ist in Ewigkeit, war unser Erdenglück auch nur ein Traum!"

Drei weibliche Postboten.

Von E. K.

Im deutschen Reichspostmuseum zu Berlin befinden sich zwei Bildnisse der Witwe Hammerstein in Wald, welche 33 Jahre lang den Postbotendienst zwischen Elberfeld und Wald versehen hat. Ferner ein Photogramm von Marie Zwicklinski, genannt die „Ragniter Schnellpost", welche den Postverkehr zwischen Tilsit und Ragnit seit 1823 neben der Staatspost bis 1868 vermittelte, und eine kolorierte Lithographie auf einer Postkarte, welche Marianne, genannt die „Zoppoter Schnellpost" darstellt. Dieselbe besorgte 32 Jahre lang die regelmäßigen Botengänge zwischen Danzig und Zoppot. Sie wurde von abergläubischen Bauern unterwegs erschlagen.

Lustige Künstlerfeste in Italien im 15. und 16. Jahrhundert.



In jener Zeit, als die Herren der neueren Kunst noch lebten, und Italien in herrlicher Blüte stand, herrschte ein heiterer Sinn unter allen Ständen; besonders wurden unter den Künstlern lustige Gesellschaften errichtet, deren einziger Zweck das Vergnügen war. So stiftete der fröhliche Maler Rustici die Gesellschaft „Kessels". Die Bewirtung ging unter den Mitgliedern zusammen und führte Gebäude auf. Die Handlanger brachten Nudeln statt Kalk, süße Brühen statt Wasser, zerriebenen Käse statt Sand, und Zuckerwerk statt Kiesel. Die Steine waren Brote und Kuchen, die Quadersteine Torten und Lebern. Die Säulen waren von gebratenem Kalb- und Schweinefleisch, deren Basis aus Parmesankäse bestanden. Die Kapitäler und andre Verzierungen waren von gebratenen Kapaunen, Kalbslebern und Ochsenzungen ausgeschnitten. Als das Gebäude vollendet war, wurde es wieder niedergerissen und von der Gesellschaft verzehrt.



Kunst-Porzellan.

Seit Kurzem begegnet man häufig in den Schaufenstern unserer großen Porzellan- und Glasgeschäfte als neueste Erscheinung auf dem Gebiete der keramischen Industrie Marmor- und Irisporzellane. Der Hauptreiz dieser Gegenstände liegt darin, daß sie unter Verzicht auf gemalte Verzierungen lediglich durch die Schönheit des Materials wirken. Es ist dies ein Prinzip, dessen hoher ästhetischer Wert gegenwärtig in den verschiedenen technischen Künsten in hervorragender Weise berücksichtigt wird. Bei ihnen spielt weniger der Zeichner oder der Maler den dozierenden Künstler, als vielmehr die natürliche Beschaffenheit des Materials selbst Die Fähigkeit der im Feuer zum Flusse gebrachten verschiedenfarbigen Massen, sich je nach Behandlung oder auch Zufälligkeit zu farbigen Gebilden von prächtiger Linien- oder Fleckenwirkung mit einander zu verbinden, ruft Effekte hervor, die durch künstlichen Farbenauftrag nur selten erreicht werden können.

der Reihe nach herum, und jeder mußte stets ein neues Gericht auftischen. Als einst Rustici Hausherr war, war sein Gericht ein Kessel voll Pastetenteig, in welchem zwei Kapaunen als menschliche Gestalten zugeschnitten waren. Ein andres Mitglied gab einen Tempel, der auf Säulen ruhte, dessen Fußboden aus einer großen Schüssel Gelee bestand, während die Säulen Leberwürste, die Tribünen von Marzipan waren und das Pult im Chor aus Nudeln, die Noten und Buchstaben aus Pfefferkörnern bestanden und die Sänger gebratene Krammetsvögel und Tauben waren. Ein andres Mitglied machte aus einem Spanferkel ein Mädchen mit einem Spinnrocken. Wieder ein andres Mitglied verfertigte aus einer großen Gans einen Schlosser mit allem seinen Handwerkszeug und dergleichen. Eine andre Gesellschaft, „von der Kelle" genannt, kam als Maurer

Glückwunsch.

Ich wünsch' Dir Glück und Sonnenschein
Und Freude jeden Tag;
Ein Lächeln soll Dein Leben sein
Und ledig aller Plag'.

Was Schönes es auf Erden giebt,
Das fall' Dir in den Schoß;
Geliebt sei, treu und wahr geliebt,
Das ist Dein wertes Los!

Wo Rosen sind, da sei Du auch,
Wo Nachtigallensang;
Ist irgendwo ein Lenzeshauch,
Streich' er Dein Haar entlang.

Und blüht in stiller Einsamkeit,
Ganz still in sich gebückt
Das Blümlein wo: „Zufriedenheit",
So sei's von Dir gepflückt!

Alfred Friedmann.



Zu unsern Bildern.

Konrad Heinrich Gustav Studt, der neue Kultusminister, dessen Bild unsre erste Seite schmückt, wurde im Jahre 1838 geboren, ist also gegenwärtig 61 Jahre alt. Er trat 1858 in den Staatsdienst wurde 1865 Gerichtsassessor und als solcher 1867 in die allgemeine Verwaltung übernommen. 1863 wurde er Landrat des Kreises Obornik. Herr Studt kam 1876 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern, 1880 wurde er zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Ministerium des Innern ernannt. Regierungspräsident in Königsberg wurde Herr Studt im Jahre 1882. Im Jahre 1887 wurde er kaiserlicher Unterstaatssekretär in Elsaß-Lothringen und 1889 erhielt er die Berufung als Oberpräsident der Provinz Westfalen. In diesem Amt ist er bis zu seiner Berufung als Kultusminister geblieben. Excellenz Studt wurde in weiteren Kreisen bei Gelegenheit des Bergarbeiterstreiks genannt. Bei der neulichen Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals war er zugegen, wie er denn auch öfter Gelegenheit hatte, mit dem Monarchen in Berührung zu kommen, der, soviel man weiß, Herrn Studt als ausgezeichneten Verwaltungsbeamten schätzt. In juristischen und Verwaltungskreisen ist Herr Studt besonders dadurch bekannt geworden, daß er gemeinsam mit dem Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern Excellenz Braunbehrens, eine sehr geschätzte Ausgabe der Verwaltungsreformgesetze veranstaltet hat.



Ernst u. Scherz.

Das erste Beispiel einer vollständigen Landesvermessung zur Herstellung einer Landkarte bietet in der Geschichte der Kartenzeichnung die Vermessung des kursächsischen Landes durch den Freiberger Markscheider Mathias Oeder, die er vom Jahre 1562 an bis 1607 im Auftrage des Kurfürsten ausführte. Die von ihm hergestellte „Generallandmappe" ist im königlichen Hauptstaatsarchiv noch vorhanden, nimmt eine Fläche von funfzig Quadratmetern ein und läßt erkennen, daß ihre Zeichnungen auf sehr genauen Messungen beruhen, die Oeder mit Quadranten, Kompaß und Kette vornahm. Der Maßstab ist etwa der vierfache der sogenannten Oberreitschen Generalstabskarte. Gegenwärtig ist eine sorgfältige Wiedergabe des für Sachsen wichtigsten Teiles der Oederschen Karte in Ausführung begriffen, und sie wird damit zum erstenmal, dank den angelegentlichen Bemühungen des Professors Sophus Ruge in Dresden, der Oeffentlichkeit vorgelegt werden. Die Karte ist schon darum für das Königreich und die jetzige Provinz Sachsen von geschichtlichem Wert, weil sich auf ihr die zahlreichen im dreißigjährigen Kriege vom Erdboden verschwundenen Dörfer und Weiler noch eingezeichnet finden, weil sich ferner aus der Zeichnung der ländlichen Orte erkennen läßt, welche slavischen und welche deutschen Ursprungs sind, weil die genaue Angabe der Weinberge erkennen läßt, daß der Weinbau damals in Sachsen in viel größerer Ausdehnung betrieben worden ist als jetzt, und weil eine Menge statistischer und geschichtlicher Angaben von Oeder beigefügt sind.

Kein Widerspruch. In einer fröhlichen Gesellschaft in London wurde der berühmte englische Dichter John Milton befragt, woher es in manchen Ländern käme, daß der Fürst schon mit dem vierzehnten Jahre als regierungsfähig erklärt werde, während man das Heiraten vor dem achtzehnten Lebensjahre verbiete. „Darin kann ich keinen Widerspruch finden," entgegnete Milton, „denn es ist viel schwerer, eine Frau, als ein Volk zu regieren."

Der kleine Karl in der Apotheke. „Ich bitt' für zehn Pfennig Kamillenthee — aber recht wenig!" „Ja warum denn?" „Weil er für mich ist!"

Der Philosoph.



A.: „Wie gefällt Dir dieses neue Staberle?"
B.: „Der Stab ist gut — so lange Du ihn nicht über Dinge brichst, die Du nicht sorgfältig geprüft hast!"

Die Studiersucht. Mehr als je äußert sich jetzt überall das Bestreben, selbst in unbemittelten Kreisen, seitens der Söhne wie der Väter, erstere studieren zu lassen. Es war dieses aber auch in frühern Zeiten schon wahrnehmbar, und auch damals gab es gar viele, die nicht der Wissensdurst auf die Universitäten führte, sondern die Eitelkeit. Zu Anfang unsers Jahrhunderts schrieb der Konsistorialrat Böttger in Weimar eine Broschüre über dieses Thema und die Mittel, mit denen der Studiersucht Unberufener zu begegnen wäre. Im vierzehnten Jahrhundert wurde von der Universität zu Paris eine Streitfrage aufgeworfen, an deren Lösung sich nur die Graduierten beteiligen durften, und dabei gaben fast zehntausend Personen ihre Stimme ab. Im Jahre 1340 soll es nach Spends Chronik von England in Oxford dreißigtausend Studierende gegeben haben — eine Zahl, die wohl übertrieben sein wird, aber doch für den außerordentlich lebhaften Zuspruch dieser Anstalt spricht. Aehnliches wird von den berühmten italienischen Universitäten berichtet — die Chronik der Schule von Bologna verzeichnet z. B. für das Jahr 1263 nahezu an zehntausend Studenten. Diese Angaben dürften als Beweis dafür genügen, daß auch unsre Vorfahren bereits eifrig nach den Ehren der Gelehrsamkeit strebten.

Erklärung des Vexierbildes
aus voriger Nummer:

Der dem Boot entspringende Herr, den die Damen ängstlich suchen, steht zwischen den beiden Bäumen links. Man stelle das Bild auf den Kopf und er zeigt sich.

Die Taube. Schon in den frühesten Zeiten wurden auf den Schiffen die Tauben zur Zurechtfindung auf hoher See verwendet. Selten stach wohl ein Schiff in See, ohne diese Vögel in größerer Anzahl bei sich zu führen, um auf kürzestem Wege die Gegend der Küste anzugeben. Diese noch von Plinius bezeugte Sitte ruft unwillkürlich die Erinnerung an einen biblischen Zug wach, der sich wie ein Seitenstück zu dem Brauche der ältesten Seefahrer ausnimmt. Die Heilige Schrift berichtet, daß Noa dreimal sich der Taube bediente, um die Nähe des trocknen Landes zu erkunden. Die Taube soll Kunde bringen, ob die Wasser sich verlaufen haben. Die erste Taube findet keinen festen Boden und wendet sich wieder der Arche zu; die zweite bringt einen grünenden Oelzweig. Das Ausbleiben der zuletzt entlassenen Taube bestätigt den vollständigen Abfluß der Wasser. Die Aehnlichkeit des Zwecks ist unverkennbar. Noa ist kein Seefahrer und sein Aufenthalt in der Arche keine Seefahrt. Wohl aber bedient er sich eines uralten Brauches, auf weiten Wasserflächen durch die Taube die Nähe des Landes zu erkunden.

Ein Schiff in Not! Wie Feuerlärm im Binnenlande, so wirkt der elektrisierende Ruf an der Meeresküste: ein Schiff in Not! Und dann giebt's bei den wackeren, todesmutigen Strandbewohnern nur eine Losung und die lautet: rettet, was zu retten ist! Sofort wird alles in Bereitschaft gesetzt, Schwimmgürtel und Signalraketen, handfeste Taue und Rettungsboote. Auf starken Wagen werden die letztern ins Meer hineingefahren, bis man an eine Stelle gekommen ist, wo sie flott gemacht werden können. Dann wird mit Windesschnelle das Abprotzen vorgenommen; kräftige Fäuste erfassen das Boot und schieben es vom Wagen hinab auf die Oberfläche des Wassers. Dann springen die tollkühnen Gesellen hinein und nun drauf los durch den heulenden Sturm und die pechfinstere Nacht, über die tosende Flut hinweg — dorthin, von wo das Angstgeschrei der Schiffbrüchigen dringt. Und wenn auch rechts und links Gefahren drohen, was thut das? Wo's Not thut, Fährmann, läßt sich alles wagen! Und so setzen diese Braven ihr Leben aufs Spiel, um dasjenige unbekannter Menschen zu retten. Ehret und achtet sie darum.

Bestrafte Neugier. Der Philosoph und Dichter La Condamine (geb. 1701 in Paris) war über alle Gebühr neugierig und vorwitzig. Eines Tages trat er bei Frau von Choiseul, der Gemahlin des Ministers, ein, als sie eben einen Brief schrieb; er stellte sich hinter sie, um zu sehen, was sie schreibe, doch sie schien nicht darauf zu achten, sondern zeichnete ganz ruhig die folgenden Worte auf das Papier: „Ich würde Ihnen wohl noch mehr erzählen, wenn Herr von La Condamine nicht hinter mir stünde und mir auf die Hand sähe." — „Ich lese nicht, was Sie da schreiben," rief der Philosoph. — „Wer klagt Sie dessen an?" fragte die Dame. — „Niemand," entgegnete er, worauf sie: „Niemand, als Sie selbst!" entgegnete.

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Schachaufgabe:

1. Sa5! K×S; 2. Kc6, 3. Ta4†
A) 1. . . . Kc5; 2. Sb3†, 3. a2—a4†
Leicht und hübsch!;

der Umstellungsaufgabe: **B**art, **E**bro, **R**ega, **T**hal, **H**alm, **O**ran, **L**eba, **D**eli, **A**mpel, **U**rga, **E**ber, **R**ibe, **B**asel **A**rche, **C**hinese, **H**alm = **Berthold Auerbach**; der zweisilbigen Scharade; **Sanftmut**; des Rätsels: **Stadt Ofen, der Ofen.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.